

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 13 (1972)
Heft: 4

Artikel: Solschenizyn als Historiker
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solschenizyn als Historiker

Valerij Tarsis las «August 1914»*

In der Sowjetunion wurde dieses bisher vorliegende «erste Paket» des grossräumig, episch konzipierten historischen Romanwerks nur deshalb nicht veröffentlicht — sagt Solschenizyn selbst im Nachwort dazu —, weil man in der UdSSR «Gott» nicht mit einem grossen Anfangsbuchstaben drucken darf — und für «KGB» und «SAGZ» (= Ständesamt) haben sie lauter Grossbuchstaben.

Aus der Darstellung von Valerij Tarsis geht jedoch hervor, dass das ganze Grundkonzept nicht so recht mit dem übereinstimmt, was offiziell von einem Sowjetschriftsteller gefordert wird: Solschenizyns Werk trägt nicht dazu bei, das herrschende Gesellschaftssystem zu festigen.

Erstaunliche Thematik für einen gegenwartsbewussten Zeitkritiker

Solschenizyn hat sich mit Büchern über ein zeitgenössisches Thema hervor getan, und es erstaunte mich einigermassen, dass er als Hauptthema seines Lebens den Ersten Weltkrieg betrachtet, dem er noch etwa 20 Jahre zu widmen gedenkt. Anscheinend ist er der Ansicht, die Ereignisse von 1914 bis 1917 seien als Hauptgrund für den Ruin Russlands einzustufen.

Das Schicksal der Heimat beschäftigte die verantwortungsbewussten Russen, vor allem seit dem unseligen Krieg mit Japan und der Revolution von 1905. Und bei Kriegsbeginn 1914 traten dann zwei Haupttendenzen zutage, am deutlichsten bei der Jugend und unter den Studenten.

Die einen hatten wie Solschenizyns Held Issaakij (Sanja) Laschenizyn «für das Volk gelernt und gingen zum Volk mit Buch, Wort und Liebe»; aus tiefer Liebe zu seinem Land wollte Sanja es verteidigen, ungeachtet dessen, dass er Pazifist war und zudem fand, der Zar könne das Reich nicht länger regieren. Die andere Gruppe, zu der die Studentin Varja gehört, nahm von Anfang an eine defaitistische Haltung ein, blind dafür, welch schlimme Katastrophe eine Niederlage dem Land — nicht nur dem Zaren — bringen musste. (Von allen revolutionären Parteien waren die Bolschewiken die einzigen, die Russland die Niederlage wünschten und vor allem in den folgenden Kriegsjahren ihre defaitistische Propaganda, verbunden mit Lenin-Demagogie, unter den Soldaten verbreiteten. Hiervon ist aber im «August 1914» noch nicht die Rede.)

Ein Pazifist zieht in den Krieg

Sanja nahm wie das ganze Volk «den Krieg als Gottes Willen» an. Er sah, dass Varja und überhaupt die Defaitisten «über den finstern Abgrund, der vor Russland gähnte, keine Brücke schlugen». Ihm jedoch «tat Russland leid» — so sagt er zu Varja —, und er beschloss, als Freiwilliger an die Front zu gehen.

Sanja sündigt hier scheinbar gegen seine Ueberzeugungen; er ist ja Tolstoj-Anhänger, hatte sein Vorbild sogar in Jassnaja Poljana besucht und dessen Vermächtnis behalten: «Dem Guten dienen allein durch Liebe. Und dadurch das Reich Gottes aufbauen.» (Ist dies vielleicht das Leitmotiv in Solschenizyns Werk?) Doch schon im Gespräch mit Tolstoj hatte sich Sanja erküht, seine Zweifel zu äussern, ob man einzig und allein mittels der Liebe das Reich Gottes aufbauen

könne. «So sehr nicht auf Fels gegründet waren seine besten Gedanken und sein bester Glaube. (...) Er verirrte sich im Ueberfluss an Wahrheiten, zerquälte sich an der Ueberzeugungskraft einer jeden von ihnen.»

Dann aber befand er sich unterwegs, und er be-reute es nicht, denn: «Ueber das Nichtzustandegekomme trauern nur die ungläubigen Herzen. Ein gläubiges Herz jedoch festigt sich durch das, was ist, und darin liegt seine Kraft.»

Eine Familie in Kuban

Die ersten Kriegswochen... aber in den Step-penweiten von Kuban ist die friedenszeitliche Lebensweise der reichen Gutsbesitzer Tomtschak noch kaum gestört.

Doch Solschenizyn zeigt, welche Konflikte in solchen Familien schwelen konnten. Der alte Tomtschak hatte als Tagelöhner angefangen und mit eigenen Händen ein Millionenvermögen er-arbeitet, war aber dadurch nicht zum verfeinerten Landedelmann geworden. Die Jungen — sein Sohn Roman, die Tochter Xenia und die Schwiegertochter Irina — sind hingegen Menschen des 20. Jahrhunderts; ihnen fällt das Zusammenleben im elterlichen Haus schwer, sie träumen von der Hauptstadt, Xenia von einer Tänzerinnenkarriere. Davon will der Vater überhaupt nichts hören, er hält das für eine Schande.

Die junge Generation tut sich nicht durch Patriotismus hervor. Roman hat Angst, man könnte ihn zur Armee einziehen: dann müsste er sein Leben eines reichen Nichtstuers verlassen. Der alte Tomtschak hat ebenfalls seine Gründe gegen den Krieg. «Wo solche Zeiten angebrochen sind, wo Russland so richtig in Fahrt kommt, hätte man nicht Krieg führen sollen.» Tatsächlich entwickelte sich Russland in jenen Jahren stür-misch, wurde reich und hätte Europa überflügeln können, wenn nicht der unglückselige Oktober 1917 eingetreten wäre.

Kriegsführung ohne Kriegsvorbereitung

Indessen war Russland schlecht auf den Krieg vorbereitet. Solschenizyn legt dies mit dem Beispiel der Armee von General Samsonow dar, welcher mit dem Angriff gegen Ostpreussen betraut wurde. Samsonow selbst war ganz und gar kein Schlachtfeldgeneral; er hatte sieben Jahre in Asien Dienst getan, kannte das Kampfgebiet nicht, und sein Stab war aus zufälligen Offizieren zusammengesetzt. Die Armeelagerhäuser verfügten nicht einmal über Kampfverpflegung für sieben Tage, und es haperte mit den Transportmitteln. Die Armee erhielt Angriffsbefehl und rückte nun schon eine Woche auf den Strassen Preussens vor, ohne auf einen Gegner zu

stossen. Die Verbindungswege werden länger, man muss Okkupationsgarnisonen zurücklassen; was die Armee erwartet, ist ungewiss, und der unbegabte Frontkommandeur General Schilinskij «verstand nichts und krächzte wie ein Papagei sein „energisch angreifen!“».

Dieser Kampagne ist fast das ganze Buch gewidmet. Samsonow tritt bei Solschenizyn als die tragische Gestalt auf und wird besonders deutlich geschildert. Der General hatte begriffen, dass man nicht so kämpfen konnte, wagte es aber nicht, die Soldatendisziplin zu verletzen. Er wusste zudem, dass Schilinskij vom Kriegsminister unterstützt wurde, welcher seinerseits untalentiert und verdächtig, ja ein Dieb am Staatseigentum war. Samsonow erhielt von der benachbarten Rennenkampf-Armee keine Hilfe, ob-schon diese in Uebereinstimmung mit ihm hätte vorgehen sollen. So war Samsonows zweite Armee schon von Anfang an zum Misserfolg verurteilt. «Die schlechten Leute unterstützen einander alle — darin liegt ihre hauptsächliche Stärke», bemerkt der Autor. «Und Samsonow fühlte, dass er kein Handelnder war, sondern nur Teilnehmer an den Ereignissen, und die er-eignen sich von alleine.»

Es gab zwar in Russland eine kleine Gruppe von Offizieren des Generalstabs, die verstanden, dass die alte Armeeeorganisation ruinös war, dass man alles umgestalten müsse. Doch leider unterschätzten die Zarenbürokraten sie nicht nur, sondern versuchten auch, sie ausgerechnet in verschiedenen Bärenwinkel möglichst weit vom Generalstab abzukommandieren.

Einer dieser Offiziere, Oberst Vorotynzew, der eigentliche Held der vorliegenden 570 Seiten, ist auch einer jener wenigen, die das bedrohte Land



* Russisch: Avgust tschetyrnadzatogo. YMCA-Presse, Paris 1971, 575 Seiten. — Deutsch: August Vierzehn. Luchterhand, Neuwied 1972 (erscheint im Juli), rund 780 Seiten, Fr. 38.10.

zu retten versuchen. Vorotynzew versteht die ganze Unsinnigkeit der Strategie des Kriegsministers und General Schilinskijs. Nicht in der Lage, da etwas zu ändern, tut er doch sein Möglichstes, den Lauf der Geschehnisse zu beeinflussen. Er weiss, dass eine grosse Schlacht bevorsteht, und ist nicht sicher, wie sie ausgehen wird — denn die deutsche Armee war der russischen in jeder Hinsicht überlegen.

«Je schlimmer, desto besser»

Als die Soldaten die deutschen Dörfer mit den zweistöckigen Häuschen sahen, mit den Betonbrunnen und der elektrischen Beleuchtung, die steinernen Scheunen, «wurden sie finster und brümmten, dass überall bei uns deutsche Generale kommandieren, dass die Deutschen auch uns ins Unglück locken werden». Die Armee wurde sinnlos vorwärts und rückwärts gehetzt über Sand- und Sumpfgelände, «und schon der letzte analphabetische Soldat kapierte, dass die Führung nicht mehr wusste, was sie tat».

Die Defaitisten freuten sich natürlich. Angesichts dieses Wirrwarrs sagt ein junger Fähnrich: «Unordnung hat auch ihr Gutes. Desto näher ist das Ende. Je schlimmer, desto besser.»

Oberst Vorotynzew, einer der Adjutanten des Oberbefehlshabers, verliess das Hauptquartier und gelangte schliesslich zur aktiven Armee an der Front. Doch hier erwartete ihn nichts Tröstliches. Oberst Krymow (eine historische Persönlichkeit) beschreibt die Frontgeneräle folgendermassen:

«Martos ist eine Marionette, wird hin- und hergerissen und lässt wiederum seine Stabsoffiziere tanzen; den Stab hat er kaputtgemacht.»

«Blagoweschtschenskij — ein Sack voll Dreck.»

«Kljujew ist kein Militär.»

«Der Stabschef des Korps ist ein fertiger Tölpel.»
Wie sollte man mit solchen Generälen siegen?

500 Seiten Schlachtbeschreibung: Schriftsteller oder Kriegsberichterstatler?

Es muss gesagt werden, dass Solschenizyn anscheinend vergessen hat, dass er Künstler ist und nicht Kriegskorrespondent.

Auf 500 Seiten beschreibt er diese unglückliche Schlacht in Ostpreussen im August 1914, während er der «Welt» ganze 70 Seiten widmet und im weiteren Verlauf diese Helden und die Ereignisse «zu Hause» nicht mehr erwähnt.

Wir wissen zwar, dass mit diesem Band erst das «erste Paket» vorliegt und dass der Autor weiterarbeitet; doch befriedigen den Leser die Proportionen nicht. Die Verschiebung der Massstäbe kommt wohl daher, dass Solschenizyn diese Schlacht als die für das Schicksal Russlands entscheidende einstuft. Er schreibt:

«Und dennoch kann man erklären, dass die erste russische Niederlage den ganzen Verlauf des Krieges für Russland festlegte und den Ton angab: wie sie die erste Schlacht angingen, ohne zu Kräften gekommen zu sein, so schafften sie es auch nachher nicht, Kraft zu schöpfen. Vom ersten Mal her war unsere Kampfmoral gedrückt. — Was sind denn das für Krieger! — Und so kämpfen wir, mit solcher Verachtung gestempelt, bis zum Zusammenbruch weiter.»

Manche noch lebende Teilnehmer des Ersten Weltkrieges haben sich mit Solschenizyn nicht einverstanden erklärt. Die Niederlage der Sam-

sonow-Armee war nicht entscheidend — es gab ja eine Menge weiterer Armeen, es gab an den Fronten auch Siege, es gab den Angriff von General Brusslow, man machte Hunderttausende Gefangener, es gab die Einnahme von Erserum und die Zerschlagung der türkischen Armee. Entscheidend war eindeutig das Unvermögen der zaristischen Führung, die schlechte Vorbereitung und hauptsächlich die Einstellung der Bevölkerung, die zunehmend feindlicher wurde gegen die Regierung. Dass die Bolschewiken hier nicht unbeteiligt waren, habe ich schon angetönt.

Und die Revolutionäre?

Solschenizyn steht fraglos nicht auf Seiten der Revolutionäre.

Er lässt Varsonoffew, einen Moskauer Kaufmann, unzweideutig seine Gedanken ausdrücken: «Ein Staat liebt nicht die scharfe Trennung von seiner Vergangenheit. Er liebt eben gerade das Nach-und-Nach. Der Bruch, der Sprung — das ist für den Staat verderblich.»

Der Autor legt ihm ebenso missbilligende Worte über die Revolutionäre in den Mund: «... das sind jene, die meinen, vor uns, vor unserer Generation habe es nichts Bedeutendes gegeben, alles Bedeutende beginne erst jetzt.» Sanjas Frage, ob überhaupt eine ideale Gesellschaftsordnung möglich sei, beantwortet er mit Sol-

schenizyns Lieblingsgedanken: «Das Wort ‚Ordnung‘ hat noch eine bessere Verwendung — wenn man sagen kann, ‚jemandes Charakter ist in Ordnung.‘» Das ist eine deutliche Querverbindung zur Idee des ethischen Sozialismus in «Krebsstation».

«Der Verstand verhält sich zum geschichtlichen Geschehen wie die Axt zum Baum»

Und wie um die Auferbauer des totalitären «Glücks für alle» zu warnen, sagt Varsonoffew weiter: «Die beste Ordnung untersteht nicht unserer freien Gestaltung... Und nicht einmal der wissenschaftlichen (eine Anspielung auf den Marxismus — V. T.). Bilden Sie sich nicht ein, man könne irgend etwas aushecken und nach diesem Rezept ein beliebiges Volk verunstalten. Die Geschichte wird nicht mit dem Verstand gelenkt... Die Geschichte ist irrational. Die Geschichte wächst wie ein lebendiger Baum. Und der Verstand ist für sie eine Axt, mit dem Verstand kann man sie nicht grossziehen. Die Geschichte ist ein Strom, sie hat ihre Gesetze des Fliessens. Doch da kommen die Verstandestypen daher und sagen, die Geschichte sei ein abgestandener Teich. Und schlagen uns vor, den Fluss des Stromes zu unterbrechen... Die Gesetze der besten menschlichen Ordnung können nur in der Grundidee des Weltgebäudes liegen. Und in der Bestimmung des Menschen.»

Buchzeichen*

Von Hans Erpf

Einen Hauch von Provence verspüren wir im Restaurant «Mistral», an Berns schmucker Krangasse. Einen Hauch von fernen Ländern umgibt meinen Gesprächspartner: Peter K. Wehrli — «einen Reisenden aus Passion». Wehrli kann erzählen. Ihm zuzuhören ist ein seltenes Vergnügen, seine Reisetexte zu lesen nicht minder. Unzählige Reisen führten ihn zu den verschiedensten Stätten und Völkern, in den Balkan und den Fernen Osten, nach Arabien und Amerika. Aus Albanien nun, «dem exotischsten und ärmsten Land Europas», hat er uns einen bunten Strauss von Impressionen mitgebracht, die in einem schmalen Band der «Regenbogen-Reihe», einem rührigen Kleinverlag, gesammelt erschienen sind. Mit Peter K. Wehrli holpern wir der jugoslawisch-albanischen Grenze entgegen («Die Grenzlandschaft hat Wildwestcharakter»), bringen die Zollformalitäten hinter uns, durchqueren die karge Landschaft und werden durch grosse, am Strassenrand stehende Schrifttafeln («Es lebe die ewige Freundschaft der Völker Albanien und Chinas» und «Nieder mit dem Revisionismus und dem Imperialismus») daran erinnert, dass Albanien der engste Verbündete Mao-Chinas in der westlichen Hemisphäre ist.

Wir besuchen Skutari (Skoder), das lange als letzte Bastion des Islams in Albanien galt, und seinen Markt: «Ein Markt, mehr heildunkel als farbig, und fast lautlos wie in einem Stummfilm. Kein orientalisches Barsarkneife; Albanien will nicht länger Orient sein.» Peter K. Wehrli verwickelt den die Reisegesellschaft ständig begleitenden albanischen «Aufpasser-Reiseführer» in ein

Gespräch über die Literatur des Landes. Fishta, wahrscheinlich der grösste Dichter Albanien (er starb 1940), auch in der DDR in deutscher Sprache erschienen, wird heute in seinem Land überhaupt nicht mehr gelesen («Er hat unserem Volk nichts zu sagen. Er war ein Revisionist, ach nein, ein Fascist»).

Albanien ist stolz auf die Entwicklung seiner Industrie («In Albanien endete das Mittelalter vor 25 Jahren», meint der Reisebegleiter). Trotzdem kommt der Reisebegleiter nicht umhin, immer wieder zu beteuern: «Kommen Sie in drei Jahren wieder...» Aber ausser chinesischen Maschinen und Industrieprodukten hat Albanien auch die Kulturrevolution aus dem Lande Maos importiert. Einem Aufruf des Parteivorsitzenden Enver Hodscha im Frühling 1967 wurde Folge geleistet: alle 2169 Kirchen, Klöster und Moscheen des Landes wurden geschlossen, abgerissen, niedergebrannt oder in Freizeithäuser, Sporthallen und Fabriken umfunktioniert.

Wir verabschieden uns von Albanien, diesem unbekanntem und faszinierendem Teil Europas, und auf dem gleichen Weg geht es zurück an die Grenze, wo wir mit einer neu einreisenden Gruppe ausgetauscht werden. Beim Erzählen und Zuhören ist es spät geworden. Wir trinken den letzten Schluck feinen Rosé und verlassen den Hauch von Provence und fernen Ländern.

Peter K. Wehrli: Albanien Reise ins europäische China. Eine Reportage. 1971, 54 Seiten, broschiert, mit einer vollständigen Bibliografie, Fr. 6.80. Regenbogen-Reihe Band 23, Zürich.

* In dieser neuen Kolumne bringt unser Verlagsleiter in eigener redaktioneller Verantwortung Hinweise auf Bücher und Autoren anderer Verlage. Red.